



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Meisner, Heinrich Otto: "Comme chez nous"

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

kein Künstler verderben“. Der Sohn hat den Mahnungen seines Vaters getreulich nachgestrebt. Der Same, der in seinem Vaterhause in ihn gelegt wurde, ist aufgegangen und hat reiche Frucht getragen. Friedrich Overbeck ist der Gründer der religiösen Malerei des neunzehnten Jahrhunderts geworden. Ein großer Umschwung vollzog sich durch sein Beispiel in der Kunst seiner Zeit, und ihm ist für alle Zeiten sein Platz in der Geschichte der Kunst gesichert.

Anders erging es seinem Bruder Hans, der seiner Neigung zur hohen Kunst nach seines Vaters Willen nicht nachgehen durfte. Sei es, daß der Vater es nicht wollte, weil schon ein Sohn den künstlerischen Beruf ergriffen hatte, oder sei es, daß sein Talent sich nicht in dem Maße entwickelt hat, daß der Vater es für ausreichend hielt, um etwas Ganzes leisten zu können. Jedenfalls frunkte Hans Zeit seines Lebens an der Liebe zur Musik und taugte wenig zum Kaufmann. Er starb zeitig. Von den vier Kindern, die er hinterließ, hat sein ältester Sohn den Namen Overbeck wieder neu zu Ehren gebracht. Es ist der in der Gelehrtenwelt bekannte Archäologe Johannes Adolph Overbeck, dessen Werke über die Geschichte der griechischen Plastik und über Pompeji weit über Deutschlands Grenzen bekannt geworden sind.

So ist das Leben und Wirken Christian Adolph Overbecks von reichem Segen gewesen. Sein Andenken wird in Lübeck in hohen Ehren gehalten. Er hat ein hohes Alter erreicht und starb am 29. März 1821.

Von seinen Liedern sind nur die erhalten geblieben, die ich in dem Büchlein fand. Was er sonst an gesammelten Gedichten herausgegeben hat, ist offenbar verloren gegangen. Vielleicht trägt aber meine Wiedergabe der wenigen Gedichte aus „Fritzchens Liederbuch“ dazu bei, daß neues Interesse an dem Dichter und seinen Schöpfungen geweckt werde. Vielleicht werden dann „Fritzchens Lieder“ eines Tages wieder neu gedruckt, und gewiß werden sie dann den Weg in alle deutschen Häuser und Herzen finden.



„Comme chez nous“

Von Dr. Heinrich Otto Meisner



Wie oft mag wohl in deutschen Landen das Urteil über die „versagende Diplomatie“ heimlich, mündlich oder schriftlich gefällt werden! Der ständige Schluß lautet: Ja, die Engländer sind doch ganz andere Kerle. Daß hier etwas faul ist im Staate Preußen-Deutschland, soll nicht bestritten werden. Um so weniger, als Herr von Kühlmann selber dem Übel gründlich begegnen zu wollen scheint. Hoffentlich nicht bloß auf dem Wege einer „Kommission“. Die Gerechtigkeit gebietet jedoch, sich von blinder Bewunderung des Auslandes ebenso freizuhalten, wie von nationaler Selbstgefälligkeit. „Der“ englische Staatsmann ist „dem“ unserigen auf dem Gebiete der auswärtigen Politik vielleicht über — das Warum soll hier nicht erörtert werden — Kritik und Klagen muß aber auch jener reichlich sich gefallen lassen. Hören wir die unionistische „Ball Mall Gazette“, das einflußreichste Blatt der konservativen Partei:

„In unserem Regierungssystem sind nur wenige Zweige vorhanden gewesen, die nicht während der aufreibenden Zeit des Krieges Mängel aufgewiesen haben. Ein Zweig hat sich in dieser Beziehung besonders hervorgetan und Anlaß zu vielen

Widerwärtigkeiten und Ärgernis gegeben. Der Dienst unseres auswärtigen Amtes hat einen größeren Zusammenbruch erlitten, als irgendein anderer Teil unserer Regierungsmaschine. Die Beweise von Unkenntnis und Unfähigkeit sind geradezu demütigend . . . Die Folge hiervon war, daß wir von Bulgarien dupiert wurden und hierdurch den Ruin unseres serbischen Verbündeten herbeiführten, daß von dem schurkischen König von Griechenland mit uns wie mit einer Puppe gespielt wurde, und daß wir völlig unvorbereitet der Entwicklung der Dinge in Rußland gegenüberstanden. Man kann nur ahnen, wie weit uns dieselbe Unkenntnis und Unfähigkeit in den neutralen Ländern geschädigt hat.“ Der Artikel kommt weiterhin auf die Gründe dieser Umstände zu sprechen. „Der wesentliche Fehler unseres diplomatischen Dienstes ist, daß wir der äußeren Form den Vorzug vor dem Inhalt gegeben haben . . . Der auswärtige Dienst hat bisher Vertreter gehabt, bei denen hauptsächlich auf den äußeren Schliß gesehen wurde. Kein Kandidat wurde angenommen, der nicht den Besitz eines unabhängigen Einkommens nachweisen konnte. Die, die zugelassen wurden, fanden, daß Salonfunstfertigkeiten einen sichereren Pfad für die Beförderung bildeten, als wirkliche Kenntnis der internationalen Politik und des Handels. Das System der internen Unterweisung war grotesk, und die ganzen Anforderungen an den diplomatischen Dienst konnten nur Zynismus fördern und Tüchtigkeit ersticken. Englische Geschäftsleute haben sich lange über die beleidigende Gleichgültigkeit beschwert, mit der ihre Angelegenheiten bei den Missionen behandelt wurden, und dies ist nur ein einzelnes Zeichen für die Untüchtigkeit eines Dienstes, der auf Kastenwesen beruht, anstatt auf Kenntnissen und Charakter. Die britische Regierung ist durch ihre Diplomaten oft über die herrschenden Meinungen in fremden Ländern getäuscht worden. (Fall Lichnowsky tout comme chez nous!) Die wirkliche Welt kann heutzutage nicht in Boudoirs und Lehnstühlen studiert werden. Wir haben zu sehr unter der anmaßenden Untüchtigkeit gelitten und brauchen bei der Beseitigung derselben nicht mit allzu großer Zeremonie vorzugehen.“ Der Verfasser fordert denn auch rigoros die Entlassung von drei Viertel der politischen und diplomatischen Beamten wegen Unfähigkeit.

Nach diesen Ausführungen scheint doch auch die diplomatische Nationalhymne in England und Deutschland die gleiche Melodie zu besitzen!

Aus Frankreich vernehmen wir übrigens ganz ähnliche Klagen über die Weltfremdheit der Diplomaten und die Bevorzugung äußerlicher Eigenschaften bei der Anstellung in diesem Dienst. Die offiziellen Vertreter des Staates vermeiden, wie der Abg. Chaumier in der Kammer sagte, den Verkehr mit Handel, Industrie und Finanz, „daher kommt es denn auch, daß die besten wirtschaftlichen Berichte niemals von den Chefs größerer Missionen geschrieben werden“. Und „Victoire“, wie der patriotisch gewordene Hervé seine „La Guerre sociale“ von ehemals getauft hat, schreibt im Anschluß an die parlamentarische Debatte: „Abgesehen von einigen hervorragenden Männern . . . war unser diplomatisches Korps vor dem Kriege für die gesamte Welt ein Gegenstand des Mitleids und des Spottes“, um dann ebenfalls auf die Verlager gegenüber Bulgarien und der Türkei und die „traurige Rolle“ der französischen Diplomatie in Spanien hinzuweisen, wo trotz aller Sympathien der Linken die Bildung eines deutschfreundlichen Agitationsherdes nicht habe verhindert werden können. „Bei der großen internationalen Konferenz, die alle die durch den Weltkrieg aufgestellten Probleme regeln wird, werden wir gut tun, uns durch Diplomaten vertreten zu lassen, die etwas weniger über den westfälischen Frieden und den Wiener Kongreß unterrichtet sind, dafür aber um so besser die wirtschaftlichen und finanziellen Probleme des gegenwärtigen Jahrhunderts kennen.“ Dementsprechend versucht Herr Clemenceau jetzt die Gesetze des diplomatischen Zunftzwanges zu durchbrechen. Kürzlich ernannte er den bisherigen Korrespondenten des „Matin“ in Genf, Georges Casella, zum Attaché der Berner Gesandtschaft.

Es zeigt sich also deutlich eine Berufskrankheit der europäischen Diplomatie. Im demokratischen Westen ebenso wie im monarchischen Deutschland haben

jene Regionen staatlicher Tätigkeit noch am längsten den exklusiven Charakter — ein Erbe der absolutistischen Zeit — bewahrt. Danach möchte man fast auf die allgemein menschliche Unzulänglichkeit, die von der anderen menschlichen Eigenschaft, sich immer strebend um Besseres zu bemühen, schmerzlich empfunden wird, einen größeren Teil der Schuld abbürden, als gemeinhin geschieht.

In dieser Ansicht können weitere Vergleiche aus anderen Gebieten nur bestärken. So haben wir von der Schulbank her die Wissenschaft, daß Frankreich ein besonders vorzügliches Kanalnetz und Schifffahrtssystem besitze. Dazu kommt dann in rechtem Kontrast früher oder später die Kunde von der Rückständigkeit unserer eigenen Wasserstraßen. Die beweglichen Klagen über das Schmerzenskind, den Mittellandkanal, sind angesichts der Kriegserfahrungen besonders laut geworden und haben nunmehr ja auch die harthörigen Ostelbier erweicht. Was aber schreibt man jenseits des Rheins? „Haben wir in Frankreich nicht vortreffliche Ströme wie die Loire, verstopft, versperret mit Sand? . . . Mit ihrer Mündung gerade Amerika gegenüber gelegen, würde sie einen gewaltigen Vorzug vor den Häfen Norddeutschlands haben. Aber das interessiert unsere Bourgeois nicht. Ein Projekt, die Schifffahrt auf der Loire betreffend, schläft seit einem halben Jahrhundert in den Archiven des Ministeriums oder in den Mappen der Parlamentarier. . . . Ach, wenn die Deutschen unsere Loire hätten, was würden sie nicht daraus machen? Nantes würde ein zweites Hamburg. Und wenn sie unsere Seine hätten, würde der Pariser Seehafen nicht mehr nur ein Traum sein, eben so wenig wie der Kanal zwischen den beiden Meeren.“ So urteilte der französische Sozialist Lucien Kolland unter dem Eindruck einer Reise durch Deutschland (vgl. „Glocke“, Jahrgang III Nr. 20).

Oder ein anderes Beispiel: Polizeischikane und Kasernenton im preussischen „Anstaltsstaat“ ist für den Westler ein Dogma. Aber, wer im Glashause sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen. Aus ihren eigenen Reihen findet jenes ungünstige Urteil seine Widerlegung. „Ich bin sehr erstaunt, daß ich den deutschen Gamaschendienst (ce caporalisme allemand), von dem man bei uns in Frankreich so oft spricht, noch nicht bemerkt habe“, schreibt jener eben genannte Franzose in seinen Reiseerinnerungen. Und er muß die schmerzliche Erfahrung machen, daß gerade umgekehrt der Geist jenes subalternen Militarismus, den er „caporalisme“ nennt, in seinem Vaterlande umgeht. Aber das unverschämte Benehmen der douaniers an der Grenze äußert er seine helle Entrüstung: „Man sollte meinen, daß alle Schmutzfinken der Welt sich in diesen Dienst (der französischen Zollbehörde) geflüchtet haben. Ich habe nirgends derartiges gesehen, nicht bei der belgischen, nicht bei der deutschen, nicht bei der dänischen und nicht bei der schwedischen Zollbehörde; in jenen monarchischen Ländern sollen ja die Leute nicht frei sein, aber bei uns, in unserem republikanischen Lande, wo die Leute alle mögliche Freiheit haben sollen, befühlte man uns wie Tiere, belästigt uns, stößt uns hin und her, und wir lassen das mit uns machen, weil wir Angst vor Geldstrafen und Gefängnis haben. Was müssen Ausländer von uns denken, wenn sie unsere Grenzen überschreiten? . . . O Freiheit, o Republik, o Frankreich, mein Land! Bei dir ist's, wo ich den deutschen Kaporalismus gefunden habe!“

Dem „caporalisme“ in den niederen Regionen entspricht das brutal-autokratische Auftreten der deutschen Regierungsstellen. So steht's im Kriegsfatechismus westeuropäischer Hesp-propaganda. Vor dem Kriege hörte man daneben sonderbarerweise eine andere Lesart, nach welcher diese deutsche Regierung eigentlich an unheilbarer Schwäche litt und die Leitung des Landes in die Hände von „Unverantwortlichen“, deren Ziele und Wünsche sich widersprachen, gleiten ließ. Unter diesen „Unverantwortlichen“ verstand man die verschiedenen Interessenverbände vom Flottenverein, Bund der Landwirte, Hansabund und Bund der Industriellen, bis zum Ostmarkenverein und Evangelischen Bunde. Die Kriegervereine sollten in der Verwaltung den Ton angeben. Die Parlamente waren für diese Anschauung machtlose Figuranten. Einmal abgesehen von der kindlichen Verzeichnung des Bildes — wie sah es denn in der Heimat dieser Kritiker aus? Hier müßte

denn doch wohl statt der in sich zersplitterten „Interessenvertretung“ das einige und selbständige Volksparlament die bewußte Verantwortung für Wohl und Wehe des Staates tragen. Nun besitzen wir aber aus derselben Zeit Zeugnisse, die gerade das Gegenteil lehren. Wohl ist es nach dem Buchstaben der Verfassung in Frankreich das Parlament, das regiert, und nicht der angebliche „chef de l'Etat“ (der Präsident) oder die Minister. Aber „die Parlamentarier sind — unverantwortlich, weil sie neunhundert sind“. Jeder unter ihnen fühlt sich, wenn er eine Entschliebung faßt, gedeckt durch alle die anderen. Daher regiert in Wirklichkeit eine konfuse Masse, die keinerlei Anhalt darbietet, wenn man eine Klage oder Reklamation vorbringen will. So die Ansicht eines Mitglied des der Akademie, also eines „kompetenten“ Mannes, der über den „Kultus der Inkompetenz und die Angst vor der Verantwortlichkeit“ in seinem Staatswesen zwei Bücher schrieb.

Der Krieg scheint die Wertschätzung des französischen Parlamentarismus nicht vergrößert zu haben, denn Blätter so verschiedener Richtung wie der regierungsfreundliche, höchst angesehene „Temps“ und die Lanter „Populaire“ stimmen in bitterer Kritik überein; jener, indem er die fruchtlose Vielgeschäftigkeit der Parlamentsmühle geißelt, die wohl klappert, aber kein Mehl gibt; diese, indem sie die zusammengewürfelte Mehrheit verspottet als gallertartige Masse, die unter der knechtenden Hand alle gewünschten Formen annehmelt „Comme chez nous“, so müßte auch in den Fällen das Urteil lauten, wo man sich über gewisse Mängel unseres Systems ereifert. Denn die oft kritisierte Unstetigkeit der Regierungsweise und ihr autokratisch-obrigkeitlicher Charakter ist bei unseren Feinden, wenn auch aus anderen Gründen und in anderer Form, ganz ebenso vorhanden. Macht man für den ersten Fehler bei uns die bisherige Verschiedenheit der Wahlssysteme im Reich und Preußen, oder das Fehlen einer ausgebildeten Parteiverantwortlichkeit und dadurch fester parlamentarischer Ziele oder endlich die unberechenbaren „Überraschungen“ des „persönlichen“ Regimes verantwortlich, so wird all das beispielsweise in Frankreich durch das chronische Leiden beschleunigter Ministerwechsel, die zeitlich ausgedehnte und sachlich vertiefte Programme ausschließen, wett gemacht. Und was jene „Autokratie“ anbetrifft, die angeblich nur auf den Bedientenrücken der boches lastet, so halten die Länder der Premierministerdiktaturen und souveränen Präsidenten jeden Vergleich aus. Vorurteilslose Geister im anderen Lager haben denn auch stets anerkannt, daß ein Wilson „beaucoup plus empereur“ ist als der deutsche Kaiser, und daß die Kabinettschefs Englands und Frankreichs ungekrönte „Monarchen“ seien — und sein müßten, um der alten Wahrheit des *εὐ κοίρανος ἔστω* willen.

Und noch eine letzte Gruppe von Beispielen zur Erhärtung unseres Satzes. Daheim erheben sich warnende Stimmen, die einen übermächtigen Einfluß Englands auf kapitalistischem Gebiete voraussagen, zentralisiert in London, dem „Goldherz“ der Welt. Wie aber klingt es von drüben? Man höre Wicham Steed, den Direktor für ausländische Politik bei der „Times“: „Sehr spät haben die Alliierten begriffen, daß alle Internationalen von jeher für Deutschland gearbeitet haben, wie sie das noch jetzt tun. Die Rote, die Schwarze und die Goldene Internationale. Wer Geschmach am Symbolisieren findet, kann bemerken, daß das die altdeutschen Farben sind.“ (Revue de Paris, 15. Dezember 1917.)

Einer seiner Landsleute, W. Morris Colles, hält im Januarheft der altangesehenen, konservativen Zeitschrift „Nineteenth Century and after“ jede Beweismühe für überflüssig hinsichtlich der Tatsache, daß Deutschland von Bismarck bis auf Hertling stets versucht habe, die britische und zu diesem Zweck die Weltpresse zu bestechen. Man muß damit die Bemerkungen vergleichen, die der ehemalige Pressechef des Auswärtigen Amtes, Geheimrat Hammann, in seinen kürzlich erschienenen Erinnerungen zur Sache macht. Im Jahre 1894 (also mitten in der von unserem Gewährsmann angegebenen Periode) gab es in Deutschland nur eine Stelle für die Bearbeitung der fremden und einheimischen Presse in Fragen der inneren und äußeren Politik; diese war besetzt mit einem Leiter und zwei ehemaligen Referendaren, die hauptsächlich Ausschnitte aus in- und ausländischen

Blättern zu besorgen hatten. Ein besonderes Lektorat fehlte, Fernsprecher dergleichen. Der vortragende Rat Rudolf Lindau arbeitete mit einem Assessor oder einem Vizekonsul, und diesem blieb noch Zeit genug, um „gelegentlich auch Korrekturen eines neuen Novellenbandes seines Meisters durchzusehen.“ Erst 1898 gelang es der Geschicklichkeit Direktor Mantlers vom W. L. B., „Neuter aus Hamburg zu verdrängen und den Anfang einer größeren Bewegungsfreiheit für die überseeischen Gebiete zu machen.“ Bis dahin veröffentlichten die Blätter der Freien und Hansestadt noch keine Wolffschen Depeschen, das Material des Bureau's erschien dort unter der Firma N. B. (Neuters Bureau).

Die Behauptung des Engländers, daß ganze Armeen neutraler Agenten und Unzufriedener jeder Färbung zur Verfügung der deutschen Regierung ständen, um einem strategischen Plane in den kriegführenden Ländern zu dienen (for service on a strategical plan in belligerent countries), und die Nennung einer ungeheuren Geldsumme (300 Mill. jährlich), die für Propagandazwecke flüssig sein soll, wirkt besonders gut angesichts der „silbernen Kugeln“ Lloyd Georges und der Berufung Lord Northcliffes an eine verantwortliche Regierungsstelle (wenn auch nur in der unscheinbaren Form eines „Beamten des Kriegsdepartements“). Aber Herr Colles weiß noch mehr. Einen Mann gebe es in Deutschland, der während des Krieges in der Propagandaabteilung des Reichsmarineamts unter der „pfléglichen Fürsorge“ (fostering care) von Tirpitzens das System der Ränke und Schliche zur Wissenschaft ausgebildet habe, — Matthias Erzberger (!) Nun merkt hoffentlich unsere rechtsstehende Presse, insbesondere die „Tägliche Rundschau“, wie falsch sie das Wirken des Buttenhäuser Abgeordneten im Auslande beurteilt. Wie spiegelt sich die Welt in englischen Köpfen! Comme chez nous, denn, wenn wir uns über die Politik der Einkreisung beschweren — trotz des „neuen Kurfes“, den Hammann, Richnowsky und Jagow in der Beurteilung Englands steuern, — so erscheint denen überm Kanal Deutschland als ein riesiger Krake — Oktopus sagt Herr Colles —, der seit Beginn des Krieges die Jangarme um seine Opfer gelegt hat.

Alles wiederholt sich, nicht nur mit Ben Afrika nach, sondern auch nebeneinander. Die Erkenntnis dieses Naturgesetzes von der — unfreiwilligen — Anpassung der Völker unter sich befähigt uns zu unterscheiden, was bloß Kulisse ist zwischen ihnen und was wirkliche Grenze. Eines vergessen wir nicht. Wohl hat die objektive Betrachtung der Dinge das Licht, die Schatten gleichmäßig zu verteilen und etwaige Mißstände und Schwächen lieber auf das allgemein menschliche Konto abzuschreiben, statt ein einzelnes Volk damit zu belasten und so die Kluft zwischen ihm und den anderen künstlich zu erweitern. Ein solches Verfahren ist aber frei von dem Fehler, im Sinne der sogenannten quantitativen Weltanschauung die ethnischen Artunterschiede zu solchen des Grades zu verwischen. Es bleiben ihrer wahrlich noch genug bestehen. Nur das eine will und darf sie verhüten (nach beiden Seiten hin!), daß die annoch unabänderliche nationale Beschränkung durch nationale Beschränktheit einen unnötig großen und in den Tatsachen nicht begründeten Umfang annimmt. Sie löscht die nur scheinbaren Kulissen Grenzen im Gesamtbilde der Völker aus und läßt dadurch die echten Scheidelinien um so klarer hervortreten!

